

Erschöpfung, Resilienz und Nachhaltigkeit

Anmerkungen zur neuen Subjektivität der Arbeit

Neben den ökologischen Konsequenzen des global steigenden Ressourcen- und Energieverbrauchs werden in jüngerer Zeit auch die subjektiven Folgekosten einer auf unbegrenzte Produktivitätssteigerung ausgerichteten postfordistischen Ökonomie, die in historisch neuer Intensität auf die psychischen Ressourcen von Beschäftigten zugreift, vermehrt thematisiert – auch im Zusammenhang mit dem Konzept der nachhaltigen Arbeit. Die Annahme eines in arbeitspolitisch-emanzipatorischer Hinsicht nutzbaren Zusammenhangs der ökologischen mit der sozialen bzw. subjektiven Dimension von Arbeit ist dabei ebenso einsichtig wie potenziell problematisch, was im Folgenden anhand der Debatte um arbeitsbedingte Erschöpfung und „Resilienz“ plausibilisiert werden soll.

STEFANIE GRAEFE

1 Äußere und innere Natur in der Erschöpfungskrise?

So sehr im hegemonialen politischen Diskurs am Mantra vom Wirtschaftswachstum als unabdingbare Voraussetzung für Wohlstand, Stabilität und Demokratie festgehalten wird, so sehr machen unterschiedliche gesellschaftliche Akteurinnen und Akteure angesichts der ökonomischen, ökologischen, politischen und sozialen „Vielfachkrise“ der Gegenwart (Demirovic et al. 2011) auf die Notwendigkeit der Abkehr vom Wachstumsimperativ aufmerksam (Le Monde Diplomatique/Kolleg Postwachstumsgesellschaften 2015). Angesichts der realen wirtschaftlichen Entwicklungen in den Volkswirtschaften des globalen Nordens wirkt die Unermüdllichkeit, mit der Politiker bzw. Politikerinnen an eben diesem Imperativ festhalten, in der Tat nicht nur einigermaßen realitätsfern (Zinn 2015), sondern seine Umsetzung erscheint im Hinblick auf Lebenschancen und Lebensqualität zukünftiger Generationen auch wenig wünschenswert.

Zeitgleich mit dem sich – wenigstens in bestimmten gesellschaftlichen Milieus – ausbreitenden Bewusstsein um die mittel- und langfristigen Folgewirkungen ungebremsten Wirtschaftswachstums scheinen viele Menschen in den frühindustrialisierten Gesellschaften des globalen Nordens zunehmend auch an ihre je individuellen

Wachstumsgrenzen zu stoßen. So steigt in Deutschland trotz insgesamt rückläufiger Krankenstände nicht nur der relative Anteil psychisch bedingter Leiden am Arbeitsunfähigkeitsgeschehen seit den 1980er Jahren deutlich an. Auch jede dritte Krankschreibung¹ erfolgt inzwischen aufgrund psychischer Erkrankungen (Knieps/Pfaff 2016), die zudem besonders lange Ausfallzeiten verursachen und mittlerweile die häufigste Ursache für Frühverrentungen darstellen (ebd.). Auch wenn die Interpretation dieses Anstiegs durchaus uneinheitlich ist – ich komme weiter unten darauf zurück –, so besteht doch weitgehend Konsens darüber, dass psychische Erkrankungen in der Gegenwartsgesellschaft in einem Zusammenhang zu Stress und damit zu Arbeit im erweiterten Sinne (Littig 2016, S. 86f.) stehen.

Dieser Zusammenhang wird in doppelter Weise auch unter Nachhaltigkeitsgesichtspunkten thematisiert: Einerseits wird Erschöpfung als Konsequenz und Grenze nicht-nachhaltiger Arbeits- und Produktionsweisen im flexibilisierten Wachstumskapitalismus verstanden. Es seien die „extrem hohen kognitiven und sozialen Anforderungen des zeitgenössischen [Wachstums-]Regimes“, die gegenwärtig an „handfeste Grenzen des seelisch und körperlich Verkräftbaren“ stoßen (Eversberg 2014, S. 534);

¹ Diese Angabe bezieht sich auf Mitglieder von Betriebskrankenkassen (BKK); andere Krankenversicherungen legen ähnliche Zahlen vor.

in der steigenden Zahl von Burnout-Diagnosen manifestiert sich „ein subjektives Leiden an einer Sozialordnung, die von hypertrophen Wettbewerben und ökonomischen Wachstumszwängen geprägt ist“ (Neckel/Wagner 2014, S. 536). Andererseits könne insbesondere die Subjektivierung von Arbeit als eine Rationalisierung der „inneren Natur“ des Menschen begriffen werden, welche analog zur ökologischen Dimension oder „äußeren Natur“ erkennbar krisenhafte Effekte zeitigt (Barth et al. 2016b, S. 20f.): Der „Erosion der Biodiversität“ entspreche die Vernutzung „psychischer Kapazitäten“ (Altvater 2013, S. 79). Äußere und innere Natur des Menschen scheinen im flexiblen Wachstumskapitalismus gleichermaßen in eine Erschöpfungskrise geraten zu sein.

Die Analogie von innerer und äußerer Natur ist auf den ersten Blick mehr als einsichtig und zudem innovativ, überwindet sie doch nicht nur traditionelle disziplinäre Teilungen zwischen Human- und Naturwissenschaften, sondern erteilt zugleich einem soziologischen Reduktionismus eine deutliche Absage, der menschliche Erfahrungen und Handlungsweisen als ausschließliches Produkt von Institutionen, Normen oder Diskursen begreift und die kreatürliche Substanz menschlichen Daseins unterschlägt. Auch alltagsweltlich ist es mehr als plausibel, z. B. eine Burnout-Erkrankung nicht nur als Reaktion auf ansteigenden Leistungsdruck und Phänomene der Entgrenzung und Verdichtung von Arbeit, sondern als eine Art Schockwirkung im Ökosystem Mensch zu interpretieren.

Allerdings erweist sich das Erklärungspotenzial der These von der Analogie äußerer und innerer Natur des Menschen auch als begrenzt: So könnte diese Annahme dazu verleiten, die grundlegende Komplexität und Hybridität menschlicher Welt- und Leiberfahrung, die den Außen-Innen-Dualismus konstitutiv überschreitet, zu unterschätzen (vgl. Pongratz 2016, S. 105). Darüber hinaus verlaufen, anders als die Analogie these nahelegt, ökologische und psychische Erschöpfung in der gesellschaftlichen Wirklichkeit keineswegs zwingend synchron: Problemlos sind ökologisch destruktive Wirtschaftsweisen denkbar, die – z. B. technologisch gestützt – ohne exzessive Vernutzung menschlicher Arbeitskraft auskommen. Umgekehrt herrschten über lange Phasen der Geschichte ökologisch nachhaltigere Produktionsformen vor, die systematisch auf Sklavenarbeit und damit maximaler Ausbeutung und Vernutzung menschlicher Arbeitskraft basierten. Dieses Problem kann auch das Konzept der nachhaltigen Arbeit nicht lösen – eher wird es noch verstärkt, geraten doch die potenziellen *Widersprüche* zwischen beiden Dimensionen hier tendenziell aus dem Blick. Möglich ist beispielsweise, dass eine in (psycho-)sozialer Hinsicht vergleichsweise nachhaltige Arbeit – etwa qualifizierte, tariflich abgesicherte Arbeit von Stammebelegschaften in mitbestimmten Unternehmen der Automobilindustrie – in ökologischer Hinsicht hochgradig problematisch ist. Umgekehrt kann eine das Subjekt außerordentlich belastende Arbeit, wie etwa Arbeit in prekarierten Segmenten des Pflegesek-

tors, wiederum in ökologischer Hinsicht vergleichsweise nachhaltig sein. Je nach Perspektive lassen sich also überaus viele Arbeitsverhältnisse als nicht-nachhaltig bezeichnen², was den analytischen Mehrwert des Konzepts etwas uneindeutig werden lässt.

Problematisch ist die Analogieannahme vor allem dort, wo Burnout und Erschöpfung explizit oder implizit als Indiz für das Erreichen psychischer Wachstumsgrenzen verstanden werden (z. B. Paech 2016). Denn ebenso wie die Rede von den ökologischen Wachstumsgrenzen die Elastizität, Dynamik und Regenerationsfähigkeit von Natur und Kapitalismus unterschätzt (Dietz/Wissen 2009), ist zweifelhaft, dass absolute Grenzen der *kollektiven* menschlichen Anpassungsfähigkeit an gesellschaftliche und technologische Entwicklungen existieren. Genauer gesagt, ist dies in Bezug auf die „innere Natur“ sogar noch deutlich zweifelhafter als in Bezug auf die „äußere“: So ist etwa das Versiegen bestimmter natürlicher Rohstoffe oder das Aussterben von Arten irreversibel und stellt deshalb zweifelsohne eine Grenzüberschreitung dar, weshalb es auch politisch sinnvoll sein kann, hier mit der Grenzmetapher zu arbeiten. Die Behauptung psychischer Wachstumsgrenzen verstellt jedoch die für – zumal subjektiviert – Arbeit konstitutive psychische *Transformation* der Subjektivität der Arbeitenden selbst. Diese lässt sich unter den Bedingungen von Subjektivierung eher als ein Prozess der identifikatorischen *Grenzauflösung* zwischen Arbeit und Subjekt verstehen denn als eine irreversible *Grenzüberschreitung*. Die Metapher von den psychischen Wachstumsgrenzen suggeriert zudem schon sprachlich einen vorrangig quantitativen Kumulationseffekt und verdunkelt damit die fundamentale *qualitative* Restrukturierung der Arbeitskraft im flexiblen Kapitalismus. Und auch diesseits der Rede von den Wachstumsgrenzen gerät die spezifisch qualitative Verfasstheit von Subjektivität im Gegenwartskapitalismus aus dem Blick, wo Erschöpfung gleichsam als Übersetzung der ökologischen Krise auf die Leiblichkeit des Menschen und somit als Effekt einer äußeren Einwirkung auf „Naturprozesse“ gefasst wird (Barth et al. 2016a, S. 21).

2 Würde man hier noch die Problematik des konsumbasierten Ressourcenverbrauchs hinzunehmen, bliebe exakt kein kapitalistisches Arbeitsverhältnis übrig, das unter Nachhaltigkeitsgesichtspunkten nicht zu problematisieren wäre. Denn entweder ist Arbeit nicht existenzsichernd (dann ist sie in psychosozialer Hinsicht nicht-nachhaltig), oder sie trägt zur Absicherung der „imperialen Lebensweise“ (Brand/Wissen 2017) und damit eines Lebensstandards bei, der ökologisch in globalem Maßstab objektiv unverträglich ist. Diese gerade auch für Gewerkschaften überaus brisante Frage (inwiefern können sie als organisierte Repräsentanz abhängiger Arbeit Nachhaltigkeitsanliegen übernehmen und zugleich das Versprechen von Wohlstandssicherung durch tarifliche Absicherung von Lohnsteigerungen analog zu den makroökonomischen Wachstumsraten aufrechterhalten?) erfordert eine Debatte, die erst noch zu führen ist.

Zieht man die Erkenntnisse der Arbeitssoziologie der vergangenen zwei Jahrzehnte zur Klärung der Frage heran, worin die qualitative Transformation der Arbeitssubjektivität besteht, so lässt sich in aller Kürze feststellen: Was Erwerbstätigen im globalen Norden gegenwärtig zum Problem wird, ist nicht ein allgemeines Wachstums- und Wettbewerbsstreben (dies ist vielmehr grundlegendes kapitalistisches Prinzip), sondern ein auf dem Prinzip der indirekten Steuerung (Glißmann/Peters 2001) basierendes, im Übergang zum Postfordismus entstandenes Arbeits- und Subjektregime, das abhängig Arbeitende zugleich objektiviert (als Arbeitskraft) und subjektiviert (als Unternehmer ihrer selbst). Die „innere Natur“ des Menschen (die, wie gesagt, immer schon durch und durch gesellschaftlich verfasst ist) ist davon insofern betroffen, als in einer historisch neuen Intensität Subjektivität und Arbeitskraft *identifikatorisch* aneinandergelockt werden (Graefe 2015): Die umfassende Subjektivierung von Arbeit (und Leben) wird den Subjekten dabei einerseits aufgezungen und antwortet andererseits auf deren Wunsch nach mehr Autonomie und Selbstverwirklichung in der Arbeit (Kleemann et al. 2002) – ein Wunsch, dem auf der Negativseite die Angst vor dem Versagen, Abstieg oder sozialem Ausschluss korrespondiert (Eichler 2009, S. 102). Subjektivierung als *Versprechen* (von Autonomie und Selbstverwirklichung) geht mit Formen der direkten und indirekten *Drohung* (mit Prekarisierung, Abstieg, Ausschluss) einher. Sie ist zudem nicht auf den Bereich der Erwerbsarbeit und auf Erwerbstätige beschränkt, sondern ein umfassender gesellschaftlicher Prozess, der auch Kinder, Erwerbslose oder Rentnerinnen und Rentner betrifft. Alle sollen „die Verantwortung für die eigene Individualität“ übernehmen (Eversberg 2014, S. 534) und zugleich das Kollektiv entlasten (Lessenich 2013). Outputorientierte Steuerungssysteme setzen Subjektivierung jedoch auf betrieblicher Ebene um und erhöhen so die Bereitschaft der Subjekte, sich an gesundheitsbelastende Arbeitsbedingungen in Form einer „interessierten Selbstgefährdung“ (Krause et al. 2012) anzupassen.

Vor diesem Hintergrund erscheint mir auch die im Kontext der Debatte um nachhaltige Arbeit geäußerte Hoffnung auf eine Verdopplung der Integration von ökologischer und sozialer Dimension im individuellen Bewusstsein der Arbeitssubjekte verfrüht. Dass die „krisenhafte Selbst-Erfahrung in der Arbeit“ die kritische „Reflexion der inneren Natur im Arbeitsprozess“ befördert und über diesen Weg schließlich auch die „Optionen zur kulturellen Klärung des gesellschaftlichen Naturzugangs“ erweitert (Pongratz 2016, S. 120), ist zwar durchaus möglich, aber – bisher jedenfalls – offenkundig zumindest nicht der Regelfall. Sicher: Erschöpfung als individuelle Erfahrung kann durchaus dazu führen, dass die Identifikation mit der Arbeit punktuell unterbrochen, der riskante Umgang mit der eigenen Gesundheit überdacht und die Fähigkeit zur besseren Selbstsorge (zurück-)gewonnen wird. Dass davon ausgehend auch ein Eintreten für ökologische Nach-

haltigkeitsziele auf betrieblichem oder gesellschaftlichem Terrain (oder auch nur eine Veränderung des individuellen Konsumverhaltens) zu erwarten ist, scheint mir aus drei Gründen eher unwahrscheinlich: Erstens wird die – vor allem konsumvermittelte – „imperiale Lebensweise“, die den Wachstumsimperativ auf die Ebene der individuellen Lebensführung übersetzt und der Bevölkerung der führenden kapitalistischen Nationen strukturell einen „im Prinzip unbegrenzten Zugriff auf das Arbeitsvermögen, die natürlichen Ressource und die Senken“ andernorts ermöglicht (Brand/Wissen 2017, S. 43), durch zunehmenden Arbeitsstress nicht abgeschwächt – eher kommt Konsum, ganz im Gegenteil, hier als Kompensation zum Einsatz (Graefe 2016). Zweitens hängt die Fähigkeit zur reflexiven Selbstsorge nicht nur von vielfältigen sozialen und politischen Bedingungsfaktoren ab (Graefe 2017; Siedler 2015), sondern bleibt auch strukturell in dem paradoxen Zirkel gefangen, zugleich Bewältigung wie Erfüllung vorherrschender Leistungsanforderung zu sein (Flick 2013). Und drittens schließlich müsste zuallererst ein Übersetzungsprozess von der zutiefst individuellen Erfahrung der Erschöpfung auf die gesellschaftlich-kollektive Ebene erfolgen – und das unter diesbezüglich äußerst ungünstigen gesellschaftlich-diskursiven Bedingungen, wie im Folgenden genauer ausgeführt wird.

2 Erschöpfung und die Dekonfliktualisierung des Sozialen

Ungünstig für eine Politisierung der Erschöpfung ist zunächst der Umstand, dass diese als „Objektivum“ nicht vorliegt. Ob wir es gegenwärtig tatsächlich mit einer *Zunahme* psychischer Leiden zu tun haben, ist tatsächlich alles andere als eindeutig. Dies gilt nicht zuletzt im Falle des besonders prominenten, medizinisch aber bislang unzureichend definierten Burnout-Syndroms (Gahntz/Graefe 2015), auf dessen dramatische Verbreitung seit 2004 Medienberichte verweisen³, das aber auch erst seit 2004 im ICD-10, dem internationalen medizinischen Klassifikationssystem, überhaupt als Zusatzdiagnose verzeichnet ist. Die Krankenkasse DAK geht inzwischen davon aus, dass die Prävalenz psychischer Störungen über die Jahre relativ stabil bleibt; die auffällige Steigerung psychischer Erkrankungen sei dadurch erklärbar, „dass sowohl Ärzte als auch Patienten heute offener mit psychischen Problemen umgehen. Die Krankheiten werden mittlerweile besser diagnostiziert und entsprechend kodiert“ (DAK-Gesundheit 2015,

3 <https://www.welt.de/wirtschaft/article113159916/1800-Prudent-mehr-Krankentage-durch-Burn-out.html>

S.7). Auch Martin Dornes (2016) argumentiert, der Anteil psychischer Erkrankungen am gesamten Krankheitsgeschehen habe sich in den letzten Jahren numerisch nicht wesentlich verändert; vielmehr seien diese früher häufiger als körperliche Erkrankungen fehldiagnostiziert worden, würden alltägliche Befindlichkeitsstörungen heutzutage in Krankheiten umcodiert und seien die entsprechenden Diagnoseschlüssel der neuen Sensibilität für psychosoziale Leiden angepasst und entsprechend erweitert worden. Vereinfacht lässt sich sagen, dass zwei Deutungsmodelle konkurrieren: Erschöpfung als „Leiterkrankung des subjektivierten Kapitalismus“ (Voß/Weiss 2013) bzw. objektive *Erfahrung* oder Erschöpfung als (mediale, diskursive) *Erfindung*.

Bereits vor mehr als einem Jahrzehnt hat der französische Soziologe Alain Ehrenberg mit seiner Analyse des „erschöpften Selbst“ (Ehrenberg 2004) eine auch hierzulande viel beachtete Deutung der Erschöpfung vorgelegt, die die Gegenüberstellung Erfindung vs. Erfahrung überschreitet. Ein zentrales Argument Ehrenbergs ist die These von der Dekonfliktualisierung des Sozialen als zeitdiagnostischer Hintergrund der Erschöpfung (ebd., S. 271). Demnach basiert gesellschaftlicher Zusammenhalt gegenwärtig nicht mehr, wie noch in Zeiten des Fordismus, auf der Repräsentation antagonistischer gesellschaftlicher Gruppen in Massenorganisationen und Parteien. Vielmehr adressiert das spätmoderne Subjekt seine Wünsche und Forderungen nur noch an eine Instanz: sich selbst. Mit der Durchsetzung von Autonomie (statt Gehorsam oder Disziplin) als generalisiertes gesellschaftliches Leitprinzip einher gehe ein neuer – eben: depressiver, erschöpfter – „Leidensstil“ (ebd., S. 492), der die schuldbehaftete Neurose als paradigmatische Pathologie der Disziplinargesellschaft ablöst. In seinem zweiten Buch skizziert Ehrenberg die Erschöpfung als prinzipiell unvermeidliche Konsequenz von Globalisierung, Modernisierung und Demokratisierung. Heutzutage seien Arbeitskräfte und Unternehmen gleichermaßen dem „Unvorhergesehe[n] im Wettbewerb“ (Ehrenberg 2011, S. 422) ausgesetzt. Prekarisierung, Leistungsdruck, Überforderung und damit eben auch Erschöpfung bzw. Depression analysiert Ehrenberg hier als Effekte irreversibler Modernisierungsprozesse.

Auch wenn die Dekonfliktualisierungsthese in dieser modernisierungstheoretischen Engführung an Prägnanz verliert – es bleibt leider völlig unklar, welche gesellschaftlichen Konstellationen, Kräfteverhältnisse und Produktionsweisen zur Dekonfliktualisierung führen –, so ist die Grundidee doch produktiv: Erschöpfung als soziales Phänomen hängt mit der Art und Weise zusammen, wie gesellschaftliche Konflikte, namentlich der zwischen Kapital und Arbeit, ausgetragen werden. Somit könnte sie auch als Ergebnis einer unzureichenden Konfliktbewältigung im Sinne der Bearbeitung grundlegender gesellschaftlicher Widersprüche verstanden werden. Und darin spielt die neue globale Sprache der seelischen Gesundheit (ebd., S. 499) eine zentrale Rolle. So gesehen, stellt sich die Er-

schöpfung jenseits der Alternativen Erfindung oder Erfahrung als „Problematisierungsweise“ (Foucault 2008) bzw. umkämpftes gesellschaftliches Terrain dar, auf dem in der Sprache psychosozialer Gesundheit um die Grenzen der Verwertbarkeit von Subjektivität gestritten wird.

Genau deshalb lässt sich diese Sprache auch in kritischer Absicht aneignen, etwa um kollektive Forderungen nach stärkerer Regulierung von Arbeitsmengen, -abläufen und -zeiten⁴ oder besserer Personalausstattung, z. B. in Krankenhäusern (Wolf 2017), zu untermauern. Solche Auseinandersetzungen sind nun allerdings keineswegs revolutionär, sondern stehen vollkommen im Einklang mit der herrschenden Rechtsprechung: Gemäß Arbeitsschutzgesetz sind Unternehmen verpflichtet, im Rahmen des betrieblichen Gesundheitsschutzes Gefährdungsanalysen auch in Bezug auf mögliche psychische Fehlbelastungen durchzuführen. Damit haben Interessenvertretungen formal ein mächtiges Instrument zur Problematisierung flexibler, outputorientierter und tendenziell entgrenzender Steuerungssysteme zur Hand. In der betrieblichen Praxis erweist sich allerdings, dass die Durchsetzung von Gefährdungsanalysen auf zahlreiche Probleme stößt (Becker et al. 2014); lediglich 22 % aller Betriebe verfügen über eine gesetzlich vorgeschriebene Gefährdungsbeurteilung, in der auch psychische Belastungsfaktoren berücksichtigt sind (BAUA 2017, S. 93). Zwar ergreifen einzelne Unternehmen inzwischen selbst auch Maßnahmen zur Minderung des Erschöpfungsrisikos, wie z. B. zum so genannten „Digital Detox“⁵. Und dass es bereits im unternehmerischen Eigeninteresse liegt, „die knappe Ressource qualifizierter Arbeitskräfte nachhaltiger zu bewirtschaften“ (Neckel/Wagner 2014, S. 541), stellen in einer gemeinsamen Erklärung sinngemäß auch Arbeitsministerium, Arbeitgeberverband und DGB fest (BMAS/BDA/DGB 2013). Nicht zufällig allerdings verweisen sie zugleich darauf, „dass die Rahmenbedingungen der Arbeitswelt“ so gestaltet werden müssen, dass sie „eigenverantwortliches und gesundheitsbewusstes Handeln“ der Beschäftigten fördern (ebd., S. 3).

Als generelle Tendenz lässt sich feststellen, dass Anforderungen an individuelle Gesundheitsprävention steigen, während psychische Fehlbelastungen im Zuge der fortschreitenden Deregulierung des Arbeits- und Gesundheitsschutzes auf der Ebene der Verhältnisprävention respektive Arbeitsorganisation kaum effektiv angegangen werden. Stattdessen wird einerseits betrieblicher Gesundheitsschutz informalisiert und werden unterschiedliche Beschäftigtengruppen (etwa Stammebelegschaft vs. Leiharbeiter) dabei gegeneinander ausgespielt (Becker 2015), während andererseits die Kompetenz, im Hinblick

4 <https://www.igmetall.de/anti-stress-verordnung-eine-initiative-der-ig-metall-10336.htm>

5 <https://www.welt.de/wirtschaft/webwelt/article131173150/Firmen-schicken-Mitarbeiter-zur-digitalen-Entgiftung.html>

auf die eigenen psychosozialen Ressourcen ein gelingendes belastungsbezogenes Selbstmanagement zu betreiben, in den Anforderungskatalog zeitgenössischer Arbeitskraft eingeschrieben wird. Dem entspricht auf der anderen Seite, dass Arbeitskonflikte in Betrieben sich zunehmend als „Scheinkonflikte“ darstellen (Heiden 2014, S. 340), bei denen nicht „das tatsächliche Konfliktpotenzial von Entfremdungen, Dequalifizierungen und Abstiegs-kämpfen Gegenstand der Auseinandersetzung ist“, sondern ein „höchst ambivalenter gesellschaftlicher Diskurs“, der – alles in allem recht erfolgreich – auf die Aktivierung und Responsibilisierung der Beschäftigten zielt (ebd., S. 340f.; Hervorh. im Orig.). Einfacher kann man es so formulieren: Die unternehmerische Sorge um die psychische Gesundheit der Beschäftigten endet meist an jenem Punkt, ab dem sie kostenneutral nicht mehr umzusetzen ist – und substanzialer Widerstand dagegen ist derzeit nicht in Sicht.

3 Die Stehaufmännchen-Losung: Resilienz im Krisenkapitalismus

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen nicht zufällig hat sich um das Themenfeld Arbeitsstress längst eine Ratgeberindustrie entwickelt, die verspricht, Erschöpfung zu verhindern und Wohlbefinden zu steigern. Anleitungen dazu, wie man sich gemäß wissenschaftlicher Expertise zu optimieren hat, vermitteln unisono die Botschaft, dass man es zu einem Gutteil selbst in der Hand hat, wie belastbar man ist und zukünftig bleiben wird. Die Frage, „was, wie und wie viel wir essen, ob, wie und wie viel wir uns bewegen, ob, wo und wie viel wir an [...] Drogen konsumieren, wie, wie viel und wann wir schlafen, [bleibt] nicht mehr eine Frage privater Lebensführung [...], sondern [wird] im Rahmen eines Gesundheitsdiskurses unter den maßgeblichen Gesichtspunkten der Leistungsfähigkeit, der Produktivität, der Aktivität, der Employability, des Kosten-Nutzen-Verhältnisses ‚öffentlich‘ bewertet und moralisiert“ (Anhorn/Balzereit 2016b, S. 31). Im Rahmen der so genannten „Therapeutisierung des Sozialen“ (Anhorn/Balzereit 2016a) verbreiten sich psychologisch begründete Menschenbilder, Wissensformen und Selbsttechniken. Therapeutisierung lässt sich einerseits als innovative Antwort auf die Kritik am biomedizinischen Reduktionismus auffassen. Andererseits gewinnen mit dem Siegeszug der Neurowissenschaften modernisierte Formen des Biologismus an Relevanz. Der gemeinsame Nenner beider Entwicklungen – Therapeutisierung und Neo-Biologisierung – ist die Norm der kompetenten Selbststeuerung des Menschen als biopsychisches System. Es versteht sich von selbst, dass der zuvor skizzierte Prozess der Dekonfliktualisierung dadurch nicht abgeschwächt, sondern eher weiter verstärkt wird.

Damit einher gehen neue Formen der *Gouvernementalität*, das heißt – in Anlehnung an Michel Foucault (2006) – neue Arten und Weisen, wie Menschen in liberalen Gesellschaften dazu angehalten werden, ihr Leben und sich selbst zu führen und zu begreifen. Dabei handelt es sich vordergründig um eine „sanfte“ oder indirekte Form von Macht, die ihre Wirkung durch die Setzung von z. B. sozialpolitischen Anreizen, die Etablierung von Leitbildern „guter“ Subjektivität und durch Anleitungen zur Selbstführung entfaltet, etwa in Form professioneller therapeutischer Praktiken und deren Popularisierung in Ratgeberliteratur und Beratungsdienstleistungen. Dass diese Machtform „sanft“ zu sein scheint, heißt nicht, dass sie mit härteren Formen von Macht – etwa: Hierarchisierung, Exklusion, Stigmatisierung bzw. der Drohung damit – nicht effektiv zusammenwirkt. Aus der Perspektive der *Gouvernementalität* ist deshalb zu fragen, auf welche Weise und mit welchen materiellen und sozialen Effekten sich Leitbilder und Menschenführungsprogramme verändern.

Davon ausgehend scheint es im Kontext von Arbeit und psychosozialer Gesundheit in den letzten Jahren zu einer interessanten Verschiebung zu kommen: Als neues Zauberwort u. a. zum Umgang mit Stress und Überlastung zirkuliert der Begriff „Resilienz“ durch Medien, Ratgeberliteratur und Wissenschaft. Damit gemeint ist eine flexible Widerstandsfähigkeit, die Subjekte in die Lage versetzt, mit unvorhergesehenen Ereignissen, aber auch mit chronischem Stress so umzugehen, dass es zu keiner nachhaltigen Beeinträchtigung kommt. Psychologisch gilt Resilienz als Kompetenz, die idealerweise angeboren ist, im Zweifel aber auch erlernt und trainiert werden kann. Prototyp dieses neuen Subjektideals ist das Stehaufmännchen⁶; resilient ist, so jedenfalls erläutert es Christina Berndt (2013) in ihrem inzwischen in zweistelliger Auflage erschienen Bestseller, wer auch nach Niederlagen die Ärmel hochkrempelt, unangenehme Erlebnisse auch mal verdrängt und selbst in traumatischen Erfahrungen noch Gelegenheiten zur persönlichen Reifung und Entwicklung entdeckt. Das resiliente Selbst ist effizient, eigenverantwortlich, lösungsorientiert und zugleich sensibel für die eigenen Bedürfnisse – eine Art „unternehmerisches Selbst“ (Bröckling 2007) mit eingebauter Selbstsorge- und Regenerationskompetenz.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang nicht nur, dass das Konzept der Resilienz über die Sparte der Selbstmanagementliteratur hinaus expandiert und sich inzwischen auch im Vokabular internationaler politischer Großorganisationen wiederfindet (vgl. exemplarisch UNDP 2011), sondern vor allem, dass es in ausgesprochen unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen einsetzbar ist: Ob Gesundheit, Erziehung, Katastrophenschutz, Klimawandel oder Entwicklungspolitik – allüberall lässt

6 <http://www.zeit.de/online/2005/33/resilienz>

sich daran arbeiten, die Resilienz der jeweiligen Akteure, Subjekte oder Systeme zu steigern (Neocleous 2015). Epistemologisch steht Resilienz einerseits für ein „allgemeines Wirklichkeitsverständnis und Rationalitätsschema, das es erlaubt, Probleme entlang der Differenz verletzbar versus widerstandsfähig zu definieren und den negativen Beiklang von Risikodiskursen in die Positivsemantik von Entwicklungspotenzialen zu übersetzen“ (Bröckling 2017, S. 21f.), und andererseits für eine Reformulierung des Neoliberalismus auf Basis der Theorie komplexer Systeme (Cooper/Walker 2011).

Wenig überraschend macht Resilienz auch im Rahmen des betrieblichen Gesundheitsschutzes Karriere; beraterische Angebote zum „innovativen Stressmanagement“, das vor Burnout schützen und Humankapital erhalten soll, expandieren (Faller 2013, vgl. den Beitrag von Karina Becker in diesem Heft). Resilienztrainings versprechen eine bessere „psychische Fitness“ im Sinne der „Fähigkeit des Angestellten und auch Selbständigen, [...] potenziellen Stress im Unternehmen [...] zu bewältigen“. Ein Grund für den Erfolg des Resilienzkonzepts im betrieblichen Gesundheitsschutz und seine Attraktivität für Personalabteilungen liegt sicher darin, dass Resilienz von der Frage nach „Gestaltung der Arbeitsbedingungen“ ab- und auf „personenorientierte Intervention“ hinlenkt und es auf diese Weise überflüssig macht, „die konkreten Arbeitsbedingungen und ihre komplexen Wechselwirkungen“ im Hinblick auf ihr psychisches belastendes Potenzial genau zu beurteilen (Hurtienne/Koch 2018, S. 150).

Ganz im Sinne dieser Einsicht stellen beispielsweise die Autoren und Autorinnen der Stressstudie der Techniker Krankenkasse mit deutlich mahnendem Unterton fest: „Jeder verfügt über individuelle Stellschrauben, um den eigenen Stress zu reduzieren oder ihm wenigstens angemessene Entspannungsmethoden entgegenzusetzen. Auch der Arbeitnehmer verpflichtet sich in seinem Arbeitsvertrag, seine Arbeitskraft täglich zur Verfügung zu stellen. Dazu gehört, dass er außerhalb der Arbeitszeit auch für Regeneration sorgt, um auch am nächsten Tag leistungsfähig zu sein.“ (TK 2016, S. 54) Die arbeitsvertraglich festgeschriebene Treuepflicht des Arbeitnehmers der Arbeitgeberin gegenüber, die etwa die Einhaltung von Gesundheitsschutzvorschriften im Umgang mit Maschinen einschließt, wird hier interessanterweise nicht nur um eine allgemeine Pflicht zur Gesunderhaltung, sondern darüber hinaus und spezifischer um die Pflicht zur Beseitigung auch *arbeitsbedingter* Gesundheitsschäden erweitert. Generell wird individuelle Selbstoptimierung zunehmend als selbstverständliche und alltägliche Anforderung an Beschäftigte konzipiert (Brandl/Matuschek 2017).

Resilienz wird seit einiger Zeit als Erweiterung und Alternative zum Konzept der Nachhaltigkeit verhandelt:⁸ Resilienz als ökologisches Konzept zielt weniger auf die Abkehr von ökologisch desaströsen Produktions- und Lebensweisen als vor allem auf eine bessere Anpassung an die dadurch verursachten Folgewirkungen (Blühdorn

2017, S. 57). Anders als das Konzept der Nachhaltigkeit, das trotz seines „Leerformelcharakters“ (Barth et al. 2016b, S. 319) normativ grundiert ist und folglich immer noch die Gestaltung einer besseren Zukunft adressiert (Ostheimer 2018), geht es bei Resilienz darum, mit einer konstitutiv krisenförmigen und darin in letzter Instanz nicht beeinflussbaren Gegenwart fertig zu werden. Auch in wachstumskritischen Kontexten reüssiert das Konzept der Resilienz, und das nicht zufällig: Anders als Green-Technology-Versionen von Nachhaltigkeit zielt Resilienz eher auf Systemerhalt denn auf weiteres Wachstum unter ökologischen Vorzeichen ab. Aus Sicht von John Berry etwa liegt der Vorteil der Resilienz gegenüber der Nachhaltigkeit darin, dass erstere darauf abzielt, „to enable societies, communities, and individuals to ‘cope with’ (as opposed to eliminate or eradicate) stresses and breakdowns and the always provisional equilibria in human relationship with the non-human world“ (Barry 2012, S. 64). Allerdings geht es bei Resilienz nicht nur um das Gewappnetsein für jede Art von „stresses and breakdowns“, der Zusammenhang gilt vielmehr auch umgekehrt: Resilient ist oder wird überhaupt nur, wer seine Krisenfestigkeit trainiert. Aus der Perspektive von Resilienz *können* deshalb Krisen, Schocks und Katastrophen letztlich nicht nur nicht verhindert werden, sie *sollen* es auch nicht. Dies gilt wiederum auch für belastende Arbeitsbedingungen: Um „überhaupt von Resilienz sprechen zu können, braucht es einen signifikanten Stressor“ (Hurtienne/Koch 2018, S. 150).

Summa summarum ist Resilienz als *Leitbild*⁹ die innovative Antwort des flexiblen Kapitalismus auf die multiplen Krisenerscheinungen der Gegenwart und somit überaus funktional für die Einbindung der Subjekte in die Regulation krisenförmiger Stagnationsökonomien. Die potenziell kritischen Folgewirkungen flexibilisierter und subjektiver Arbeit werden auf diese Weise *im* Subjekt alltagspraktisch bearbeitbar gemacht, ohne die grundlegenden Dynamiken des gegenwärtigen Kapitalismus (radikale Individualisierung bei zunehmender Ungleichverteilung und Entsicherung, kompensiert durch eine konsumbasierte imperiale Lebensweise bzw. das Versprechen darauf) in Frage zu stellen. Forderungen nach mehr Nachhaltigkeit lassen sich somit, vermittelt über das Konzept der Resilienz, trefflich mit neoliberalen Prämissen der aktivierenden Menschenführung ver-

7 <http://psychische-fitness.de/resilienz-im-betrieb>

8 Letzteres etwa auch von den Autoren des Berichts zu den „Grenzen des Wachstums“ (Meadows et al. 1972), vgl. <http://www.highmeadowsfund.org/resilience-sustainability-multidimensional-complement>

9 Die Wirkmächtigkeit des skizzierten Leitbilds hängt dabei nicht zwingend von der expliziten Verwendung des Begriffs Resilienz ab, auch verwandte Termini wie Ressourcenorientierung, Kompetenzstärkung u. a. m. tragen dazu bei.

binden. Davon ausgehend wird im Zeichen von Resilienz als neuem Handlungsideal nicht mit einem „Degrowth“ subjektiver Arbeitskraft, sondern, im Gegenteil, eher mit einer Anpassung auf höherem Niveau, also mit einer intensivierten Subjektivierung von Arbeit und gleichzeitigen Therapeutisierung von Arbeitsstress zu rechnen sein. Und ähnlich wie sich ökologisches Bewusstsein vorrangig in Mittelklasse-Milieus findet und gerade nicht mit einem kleineren ökologischen Fußabdruck korreliert (Brand/Wissen 2017, S. 62), ist auch Resilienz, einmal als Leitideal normativ etabliert, dazu prädestiniert, zu einem Element subtiler sozialer Distinktion und zu einer in Statuskämpfen um Anerkennung und Arbeit flexibel einsetzbaren, weichen Ressource zu werden; schließlich ist zweifelsohne leistungsfähiger, wer auch resilienter ist.

4 Mit nachhaltiger Arbeit aus der Erschöpfungskrise?

Zusammengefasst: Die Diagnose einer parallelen Erschöpfung der äußeren und inneren Natur des Menschen im gegenwärtigen Wachstumskapitalismus greift, wie ich hier zu plausibilisieren versucht habe, in mehrfacher Hinsicht zu kurz. Sie verstellt *erstens* den Blick darauf, dass Erschöpfung als soziales Phänomen keine objektive Grenze der Machbarkeit aufzeigt, sondern vielmehr produktiv auf gesellschaftlicher Ebene wie auf der Ebene des Subjekts in Form neuer Regulationsformen, Diskurse, Lebensweisen und Machtkonstellationen eingeholt wird (Eversberg 2014). *Zweitens* sind ökologische und psychosoziale Dimensionen von Arbeit zwar zweifelsohne gleichermaßen wichtig, doch ihre Differenz und ihr potenziell sogar ausgesprochen widersprüchliches Verhältnis zueinander werden im Rahmen von Analogieannahmen eher dethematisiert. Davon ausgehend scheint mir *drittens* grundsätzlich fraglich, ob es angesichts der derzeitigen Verschiebungen innerhalb der vorherrschenden Gouvernamentalität nicht allein aus strategischen Gründen sinnvoll wäre, die Differenz von „Umwelt“ und „Gesellschaft“ bzw. „Subjekt“ und „Ökosystem“ weniger aufzuweichen, als vielmehr analytisch genauer zu bestimmen, um nicht einer weiteren Naturalisierung gesellschaftlicher Verhältnisse (die wiederum individualisierte Verantwortungszuschreibungen erleichtert, wie ich es hier anhand des Paradigmas der Resilienz zu zeigen versucht habe) zuzuarbeiten. Von diesen Überlegungen ausgehend möchte ich abschließend noch einige vorläufige Zweifel in Bezug auf das emanzipatorische Potenzial des Konzepts der nachhaltigen Arbeit im Hinblick auf das Problem der Erschöpfung in subjektivierten Arbeitsverhältnissen und darüber hinaus anmelden.

Um mit den allgemeineren Punkten anzufangen: Grundsätzlich scheint mir fraglich, ob ein Begriff über-

haupt so unterschiedliche Arbeitsverhältnisse wie auf Menschenhandel basierende Sexarbeit, sklavereiähnliche Plantagenarbeit, häusliche Pflegearbeit und hochqualifizierte Wissensarbeit – um nur einige Beispiele aus dem grundlegenden UNDP-Papier (2015) zu nennen – vergleichbar machen kann. Dies ist keine formale Petitesse, denn indem ausgesprochen unterschiedliche Grade der Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft anhand eines einheitlichen Maßstabs (Nachhaltigkeit) beurteilt werden, bleiben wechselseitige Beziehungen und Abhängigkeiten und damit die Frage ausgeblendet, inwiefern die vergleichsweise „gute“ (wenn auch oft nicht im ökologischen Sinne nachhaltige) Arbeit der einen – mitsamt den daraus resultierenden Konsumoptionen – von der in jeder Hinsicht schlechten Arbeit der anderen abhängt. Entnannt bleibt in dem Papier darüber hinaus, dass es bekanntlich durchaus mächtige Interessen an nicht-nachhaltiger Arbeit bzw. profitabler Ausbeutung von Arbeitskraft gibt – und damit nicht weniger als die Dimension der Herrschaft und die damit verbundenen Eigentumsverhältnisse. Ebenso bleibt in der Betonung der konstitutiven Rolle von Arbeit für die „Entfaltung und Entwicklung der Persönlichkeit“ (UNDP 2015, S. 1) der grundsätzliche Entfremdungscharakter kapitalistischer Lohnarbeit im Dunkeln.¹⁰

Anders als im UNDP-Papier selbst wird aber in der einschlägigen Debatte auf das Leitbild der nachhaltigen Arbeit auch im Kontext von Erschöpfung verwiesen: Nachhaltige Arbeit richte sich „nicht nur auf den Erhalt der äußeren Lebensgrundlagen, sondern ebenso auf den nachhaltigen Umgang des Menschen mit sich selbst und [die] Reproduktion, Wahrung und Entwicklung seiner Arbeitsfähigkeit“ (Barth et al. 2016c, S. 340). Nachhaltige Arbeit soll darüber hinaus eine sozialökologische Neubewertung sämtlicher Arbeitsformen ermöglichen, die Neuverteilung gesellschaftlich notwendiger Arbeit zwischen den Geschlechtern erleichtern und die „langfristige physische und psychische Gesundheit garantieren“ (Littig 2017, S. 8). Zugleich werden abhängig Beschäftigte, wie eingangs erwähnt, als zentrale Akteure einer „ökologisch-nachhaltigen Umstrukturierung der Betriebe“ adressiert (Barth et al. 2016c, S. 341; vgl. Pongratz 2016, S. 120).

Die Aussicht, dass Arbeitssubjekte, vermittelt über einen sorgsameren Umgang mit sich selbst, zur Nachhaltigkeit kapitalistischer Produktionsweisen beitragen, ist

¹⁰ Zugleich ist die für das Konzept so grundlegende Rede von den „menschlichen Potenzialen“ (ebd., S. 17) zumindest ambivalent, scheint sie doch dem Wörterbuch genau jener Philosophie des Humankapitals entnommen, die die Probleme psychischer Überlastung wesentlich mitverantwortet. Zwar orientiert sich das UNDP-Papier explizit nicht am neoliberalen Humankapitaltheorem, sondern am Capability-Approach-Ansatz (Sen 1999). Gerade in Bezug auf den Entwicklungsbegriff weisen beide Perspektiven jedoch zentrale konzeptionelle Schnittstellen auf (vgl. Herrera 2006).

einerseits verheißungsvoll, impliziert andererseits jedoch zwei Grundannahmen, die mir diskussionswürdig zu sein scheinen: zum einen die Annahme, dass (bezogen auf die Arbeitskraft wie auf die gesellschaftlichen Naturverhältnisse) nicht-nachhaltige Produktionsweisen im Kapitalismus zentral über die Selbstverhältnisse abhängig Beschäftigter verändert werden können und sollten. Damit wird ungewollt eine Kernlogik von Subjektivierung – die Responsibilisierung der abhängigen Einzelnen für Probleme, die letztlich aus antagonistischen gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen resultieren – aktualisiert. Zum anderen handelt es sich um die Annahme, dass sich der für kapitalistische Arbeitsverhältnisse grundlegende Widerspruch zwischen dem arbeitgeberseitigen Interesse an der Vernutzung der Arbeitskraft und dem arbeitnehmerseitigen Interesse an ihrem Erhalt im Zeichen von Nachhaltigkeit auflösen ließe. Viel eher wäre zu vermuten, dass „die kapitalistische Formbestimmtheit der Lohnarbeit“ die Hoffnungen auf Nachhaltigkeit auch zukünftig grundlegend „konterkariert“ (Barth et al. 2016c, S. 341; vgl. Möhring-Hesse 2015).

Was aber heißt das für das Konzept nachhaltiger Arbeit? Sicher erstmal nur so viel, dass ein grundlegender Umbau kapitalistischer Lohnarbeit nicht von Begriffen angeleitet werden wird, sondern von Beschäftigten durchgesetzt werden muss, und dafür braucht es vor allem *konfliktbereite* und *-fähige* Subjekte – was, wenn Ehrenbergs Dekonfliktualisierungsthese halbwegs zutrifft, sowieso das geeignete Gegengift zur Überwindung der allfälligen Erschöpfungsneigung wäre. Von Konflikt, Widerspruch und Auseinandersetzung ist aber in den Bezugnahmen auf das Konzept nachhaltige Arbeit (wie in dem UNDP-Papier selbst) recht wenig zu lesen. Man gewinnt den Eindruck, es vorrangig mit einem Bewusstseinsproblem zu tun zu haben, das mit Hilfe wissenschaftlich plausibilisierter Großkonzepte lösbar sei: Wird erst allen beteiligten Akteuren klar, wie wichtig Nachhaltigkeit im Kontext von Arbeit ist, dann – so offenbar die zugrundeliegende Annahme – lassen sich über sämtliche Interessengegensätze hinweg Win-Win-Situationen herbeiführen, von denen alle gesellschaftliche Akteure gleichermaßen profitieren. Dass das Konzept der nachhaltigen Arbeit dazu beiträgt, Konfliktbereitschaft zu stärken, scheint mir auch zweifelhaft, weil es sich vom Paradigma der Resilienz nicht ausreichend trennscharf absetzt.

Tatsächlich stellt das Thema psychosoziale Gesundheit nicht nur Arbeitssoziologie und soziologische Zeitdiagnose, sondern auch praktische Arbeitskritik vor erhebliche Herausforderungen. Betriebliche Interessenvertretungen und Gewerkschaften müssen es schaffen, der intensivierten Vernutzung des menschlichen Arbeitsvermögens kollektive Mobilisierungen entgegenzusetzen, die nicht allein auf die Durchsetzung punktuell weniger belastender Arbeitsbedingungen zielen, sondern darüber hinaus eine nachhaltige Wiederbelebung und Stärkung von Konfliktbereitschaft ermöglichen – und damit eine Art Immunität gegenüber dem individualisierenden Sog betrieblicher und gesellschaftlicher Zugriffe auf das arbeitende Subjekt bewirken. Diese Aufgabe wird unter erwartbar zunehmenden Krisenbedingungen nicht leichter zu lösen sein (vgl. Menz et al. 2013).

Konzeptionell wiederum läuft eine auf Gesundheit gestützte Arbeits- bzw. Gesellschaftskritik stets Gefahr, einer weiteren Biopolitisierung und Individualisierung sozialer Verhältnisse zuzuarbeiten; überdies tendiert sie dazu, solche Probleme aus dem Blick zu verlieren, die gesundheitlich neutral sind (oder es jedenfalls zu sein scheinen), nichtsdestotrotz aber verbesserungswürdig: Die wachsende Vermögensungleichheit etwa (Piketty 2014) ist auch dann ein gesellschaftlicher Skandal, wenn sie bei den

Weniger Besitzenden nicht unmittelbar zu messbaren gesundheitlichen Einschränkungen führt.

Ob und ggf. inwiefern eine emanzipatorische Wiederbelebung sozialer Konflikte auch zur Entwicklung tatsächlich nachhaltigerer Lebens- und Produktionsweisen beitragen kann, oder ob sie die nach wie vor von einem breiten gesellschaftlichen Bündnis (inklusive Gewerkschaften und Interessenvertretungen) getragene Politik der Nicht-Nachhaltigkeit (Blühdorn 2017) eher stützt, ist hingegen eine ganz andere Frage – allerdings eine, die dringend zu stellen wäre. ■

LITERATUR

- Altwater, E.** (2013): Wachstum, Globalisierung, Anthropozän: Steigerungsformen einer zerstörerischen Wirtschaftsweise, in: *Emanzipation. Zeitschrift für sozialistische Theorie und Praxis*, 1 (3), S. 71–88
- Anhorn, R. / Balzereit, M.** (Hrsg.) (2016a): *Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit*, Wiesbaden
- Anhorn, R. / Balzereit, M.** (2016b): Die „Arbeit am Sozialen“ als „Arbeit am Selbst“ – Herrschaft, Soziale Arbeit und die therapeutische Regierungsweise im Neo-Liberalismus. Einführende Skizzierung eines Theorie- und Forschungsprogramms, in: dies. (Hrsg.), a. a. O., S. 3–203
- Barry, J.** (2012): *The politics of actually existing unsustainability. Human flourishing in a climate-changed, carbon-constrained world*, Oxford
- Barth, T. / Jochum, G. / Littig, B.** (Hrsg.) (2016a): *Nachhaltige Arbeit. Soziologische Beiträge zur Neubestimmung der gesellschaftlichen Naturverhältnisse*, Frankfurt a. M. / New York
- Barth, T. / Jochum, G. / Littig, B.** (2016b): Einleitung, in: Barth et al. (Hrsg.), a. a. O., S. 13–29
- Barth, T. / Jochum, G. / Littig, B.** (2016c): Nachhaltige Arbeit und gesellschaftliche Naturverhältnisse. Theoretische Zugänge und Forschungsperspektiven, in: Barth et al. (Hrsg.), a. a. O., S. 311–352
- BAUA (Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin)** (2017): *Psychische Gesundheit in der Arbeitswelt. Wissenschaftliche Standortbestimmung*, Dortmund/Berlin/Dresden
- Becker, K.** (2015): Macht und Gesundheit. Der informelle Handel um die Vernutzung von Arbeitskraft, in: *Berliner Journal für Soziologie* 25 (1–2), S. 161–185
- Becker, K. / Brinkmann, U. / Engel, T. / Satzer, R.** (2014): *Handbuch Gesundheit & Beteiligung. Neue Instrumente für den Gesundheitsschutz in Betrieben und Behörden*, Hamburg
- Berndt, C.** (2013): *Resilienz. Das Geheimnis psychischer Widerstandskraft. Was uns stark macht gegen Stress, Depressionen und Burn-Out*, München
- Blühdorn, I.** (2017): Post-capitalism, post-growth, post-consumerism? Eco-political hopes beyond sustainability, in: *Global Discourse* 7 (1), S. 42–61
- BMAS (Bundesministerium für Arbeit und Soziales) / BDA (Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände) / DGB (Deutscher Gewerkschaftsbund)** (2013): *Gemeinsame Erklärung zur Psychischen Gesundheit in der Arbeitswelt*, <https://www.arbeitgeber.de/www/Arbeitgeber.nsf/res/GemErklaerung-Psychischen-Gesundheit.pdf>
- Brand, U. / Wissen, M.** (2017): *Imperiale Lebensweise. Die Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus*, München
- Brandl, S. / Matuschek, I.** (2017): Selbstoptimierung contra personale Nachhaltigkeit. Die Fitness-Kultur als Anforderung subjektivierten Arbeitens, in: Lessenich, S. (Hrsg.): *Geschlossene Gesellschaften. Verhandlungen des 38. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bamberg 2016*, http://publikationen.sozioologie.de/index.php/kongressband_2016/article/view/437
- Bröckling, U.** (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt a. M.
- Bröckling, U.** (2017): Resilienz. Über einen Schlüsselbegriff des 21. Jahrhunderts, *soziopolis* v. 24. 07. 2017, <https://soziopolis.de/beobachten/kultur/artikel/resilienz>
- Cooper, M. / Walker J.** (2011): Genealogies of resilience: From systems ecology to the political economy of crisis adaptation, in: *Security Dialogue* 42 (2), S. 143–160
- DAK-Gesundheit** (2015): *DAK-Gesundheitsreport 2015*, <https://www.dak.de/dak/download/vollstaendiger-bundesweiter-gesundheitsreport-2015-1585948.pdf>
- Demirovic, A. / Dück, J. / Becker, F. / Bader, P.** (Hrsg.) (2011): *VielfachKrise. Im finanzmarktdominierten Kapitalismus*, Hamburg

- Dietz, K. / Wissen, M.** (2009): Kapitalismus und natürliche Grenzen. Eine kritische Diskussion ökomarxistischer Zugänge zur ökologischen Krise, in: PROKLA 39 (3), S. 351–370
- Dornes, M.** (2016): Macht der Kapitalismus depressiv? Über seelische Gesundheit und Krankheit in modernen Gesellschaften, München
- Ehrenberg, A.** (2004): Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart, Frankfurt a. M. / New York
- Ehrenberg, A.** (2011): Das Unbehagen in der Gesellschaft, Berlin
- Eichler, L.** (2009): Dialektik der flexiblen Subjektivität. Beitrag zur Sozialcharakterologie des Postfordismus, in: Müller, S. (Hrsg.): Probleme der Dialektik heute, Wiesbaden, S. 85–111
- Eversberg, D.** (2014): Die Erzeugung kapitalistischer Realitätsprobleme. Wachstumsregimes und ihre subjektiven Grenzen, in: WSI-Mitteilungen 67 (7), S. 528–535, https://www.boeckler.de/wsi-mitteilungen_51357_51372.htm
- Faller, G.** (2013): Mit Resilienz gegen Arbeitsstress? Eine konstruktiv-kritische Auseinandersetzung, in: Schröder, L. / Urban, H.-J. (Hrsg.): Gute Arbeit. Ausgabe 2013: Anti-Stress-Initiativen: Impulse aus Praxis und Wissenschaft, Frankfurt a. M., S. 101–107
- Flick, S.** (2013): Leben durcharbeiten. Selbstsorge in entgrenzten Arbeitsverhältnissen, Frankfurt a. M. / New York
- Foucault, M.** (2006): Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II, Frankfurt a. M.
- Foucault, M.** (2008): Diskurs und Wahrheit. Die Problematisierung der Parrhesia, Berkeley-Vorlesungen 1983, Berlin
- Gahntz, C. / Graefe, S.** (2016): Burnout. Die widersprüchliche Logik der Therapeutisierung von Arbeitsstress, in: Anhorn, R. / Balzereit, M. (Hrsg.), a. a. O., S. 367–389
- Graefe, S.** (2015): Subjektivierung, Erschöpfung, Autonomie: Eine Analyseskizze, in: ethik und gesellschaft 2/2015, <http://www.ethik-und-gesellschaft.de/ojs/index.php/eug/article/view/2-2015-art-3/322>
- Graefe, S.** (2016): Degrowth und die Frage des Subjekts, in: AK Postwachstum (Hrsg.): Wachstum – Krise und Kritik. Die Grenzen der kapitalistisch-industriellen Lebensweise, Frankfurt a. M., S. 201–221
- Graefe, S.** (2017): Talking about job burnout in Germany. The disappearance and reemergence of conflicts in subjective narrations, in: Cassilde, S. / Gilson, A. (Hrsg.): Psychosocial health, work and language. International perspectives towards their categorizations at work, Basel, S. 113–127
- Gleißmann, W. / Peters, K.** (2001): Mehr Druck durch mehr Freiheit. Die neue Autonomie in der Arbeit und ihre paradoxen Folgen, Hamburg
- Herrera, R.** (2006): The neoliberal „rebirth“ of development economics, in: Monthly Review 58 (1), <https://monthlyreview.org/2006/05/01/the-neoliberal-re-birth-of-development-economics>
- Heiden, M.** (2014): Arbeitskonflikte. Verborgene Auseinandersetzungen um Arbeit, Überlastung und Prekarität, Berlin
- Hurtienne, J. / Koch, K.** (2018): Resilienz, in: Karidi, M. / Schneider, M. / Gutwald, R. (Hrsg.): Resilienz. Interdisziplinäre Perspektiven zu Wandel und Transformation, Wiesbaden, S. 327–364
- Kleemann, F. / Matuschek, I. / Voß, G. G.** (2002): Subjektivierung von Arbeit. Ein Überblick zum Stand der soziologischen Diskussion, in: Moldaschl, M. / Voß, G. G. (Hrsg.): Subjektivierung von Arbeit, München/Mering, S. 53–100
- Knieps, F. / Pfaff, H.** (Hrsg.) (2016): BKK Gesundheitsreport 2016. Gesundheit und Arbeit: Zahlen, Daten, Fakten, Berlin
- Krause, A. / Dorsemagen, C. / Stadlinger, J. / Baeriswyl, S.** (2012): Indirekte Steuerung und interessierte Selbstgefährdung: Ergebnisse aus Befragungen und Fallstudien. Konsequenzen für das Betriebliche Gesundheitsmanagement, in: Badura, B. / Ducki, A. / Schröder, H. / Klose, J. / Meyer, M. (Hrsg.): Fehlzeitenreport 2012. Gesundheit in der flexiblen Arbeitswelt: Chancen nutzen – Risiken minimieren, Heidelberg, S. 191–202
- Le Monde Diplomatique/Kolleg Postwachstumsgesellschaften** (2015): Atlas der Globalisierung. Weniger wird mehr, Berlin
- Lessenich, S.** (2013): Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus, Bielefeld
- Littig, B.** (2016): Nachhaltige Zukünfte von Arbeit? Geschlechterpolitische Betrachtungen, in: Barth, T. et al. (Hrsg.), a. a. O., S. 77–99
- Littig, B.** (2017): Nachhaltige Arbeit. Für alle! Eine Bestandsaufnahme aus geschlechterpolitischer Sicht, in: Verhandlungen des 38. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, http://publikationen.sozioologie.de/index.php/kongressband_2016/article/view/346
- Meadows, D. H. / Meadows, D. L. / Randers, J. / Behrens, W. W. III** (1972): The limits to growth. A report for the Club of Rome's project on the predicament of mankind, New York
- Menz, W. / Detje, R. / Nies, S. / Sauer, D.** (2013): Verriegelte Verhältnisse. Solidarität und interessenpolitische Handlungsorientierungen unter Krisenbedingungen, in: Billmann, L. / Held, J. (Hrsg.): Solidarität in der Krise, Wiesbaden, S. 31–52
- Möhring-Hesse, M.** (2015): Und wieder nicht befriedet. Die neue-alte Widersprüchlichkeit subjektiver Arbeit, in: ethik und gesellschaft 2/2015, <http://www.ethik-und-gesellschaft.de/ojs/index.php/eug/article/view/2-2015-art-8/374>
- Neckel, S. / Wagner G.** (2014): Burnout. Soziales Leiden an Wachstum und Wettbewerb, in: WSI-Mitteilungen 67 (7), S. 536–542, https://www.boeckler.de/wsi-mitteilungen_51357_51371.htm
- Neocleous, M.** (2015): Resisting resilience: Against the colonization of political imagination, https://www.medico.de/fileadmin/user_upload/media/Neocleous_Resisting_Resilience.pdf
- Ostheimer, J.** (2018): Die resiliente Gesellschaft. Überlegungen zu einer Kultur-aufgabe im Zeitalter des Menschen, in: Karidi, M. / Schneider, M. / Gutwald, R. (Hrsg.): Resilienz. Interdisziplinäre Perspektiven zu Wandel und Transformation, Wiesbaden, S. 327–364
- Paech, N.** (2016): Postwachstumsökonomik als Reduktionsprogramm für industrielle Versorgungssysteme, in: AK Postwachstum (Hrsg.): Wachstum: Krise und Kritik. Die Grenzen der kapitalistisch-industriellen Lebensweise, Frankfurt a. M., S. 135–158
- Piketty, T.** (2014): Das Kapital im 21. Jahrhundert, München
- Pongratz, H. J.** (2016): Arbeit als Naturerfahrung, in: Barth, T. et al. (Hrsg.), a. a. O., S. 101–123
- Sen, A.** (1999): Development as freedom, New York
- Siedler, R.** (2015): Das „kleine positionsbedingte Elend“. Beratung von Burnout-Betroffenen als politisches Handeln, in: ethik und gesellschaft 2/2015, <http://www.ethik-und-gesellschaft.de/ojs/index.php/eug/article/view/2-2015-art-10/430>
- TK (Techniker Krankenkasse)** (2016): Entspann dich, Deutschland. TK-Stressstudie 2016, <https://www.tk.de/resource/blob/2026630/9154e4c71766c410dc859916aa798217/tk-stressstudie-2016-data.pdf>
- UNDP (United Nations Development Programme)** (2011): Towards human resilience. Sustaining MDG progress in an age of economic uncertainty, http://www.undp.org/content/dam/undp/library/Poverty%20Reduction/Towards_SustainingMDG_Web1005.pdf
- UNDP** (2015): Bericht über die menschliche Entwicklung 2015: Arbeit und menschliche Entwicklung, http://hdr.undp.org/sites/default/files/hdr_2015_web.pdf
- Voß, G. G. / Weiss, C.** (2013): Burnout und Depression – Leiterkrankungen des subjektivierten Kapitalismus oder: Woran leidet der Arbeitskraftunternehmer?, in: Neckel, S. / Wagner, G. (Hrsg.): Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft, Berlin, S. 29–57
- Wolf, L.** (2017): „Mehr von uns ist besser für alle!“ Die Streiks an der Berliner Charité und ihre Bedeutung für die Aufwertung von Care Arbeit, in: Fried, B. / Schurian, H. (Hrsg.): Umcare. Gesundheit und Pflege neu organisieren, Berlin, S. 23–31
- Zinn, K.-G.** (2015): Vom Kapitalismus ohne Wachstum zur Marktwirtschaft ohne Kapitalismus, Hamburg

AUTORIN

STEFANIE GRAEFE, PD Dr. phil., Soziologin, Privatdozentin und Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Forschungsschwerpunkte: Politische Soziologie, Subjektivität und gesellschaftlicher Wandel, Gesundheits- und Biopolitik.

✉ stefanie.graefe@uni-jena.de